

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Die Türkei zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung
Autor: Fueter, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE TÜRKEI ZUR ZEIT IHRER HÖCHSTEN MACHTENTFALTUNG

Nach längerer Pause haben wir im vorigen Jahr wieder einen Türkenkrieg erlebt. Monatelang waren die Blicke ganz Europas auf die Vorgänge auf dem Balkan geheftet, und alle Fragen der auswärtigen Politik traten einen Augenblick vor dem Probleme zurück, wie sich das künftige Schicksal der europäischen Türkei gestalten werde.

Ähnliches war schon in früheren Zeiten öfter der Fall gewesen. Aber wie ganz anders lagen damals die Verhältnisse!

In den letzten Monaten hat die Welt eine Zeit peinlicher Ungewissheit durchlebt, weil sie fürchtete, die Teilung der Beute, die die christlichen Sieger der geschlagenen Türkei abgenommen, könnte kriegerische Konflikte unter den Mächten zur Folge haben. In früheren Jahrhunderten bangten die Völker, wenn sie von Kriegen der Türken hörten, um ihre eigene Existenz. Jeder neue Feldzug des Sultans drohte den Tag näher zu rücken, an dem auch das letzte Stück christlicher Erde seinem Joche unterworfen würde. Es sind noch keine drei Jahrhunderte her, seitdem diese Türkenpanik nachgelassen hat. Das ganze Zeitalter der Reformation war von ihr erfüllt. Goethe lässt im *Faust* seine städtischen Philister sich darüber freuen, wenn sie hören, wie „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“. Aber diese Worte passen nur in die Zeit des Dichters, nicht in die Epoche, in der das Drama spielt. Den Frankfurter Bürger seiner Jugend hat Goethe sicherlich oft so reden hören, wie die klassischen Verse es ausdrücken; der *historische* Faust aber, der Zeitgenosse Luthers, hätte unter deutschen Stadtbürgern schwerlich einen gefunden, der zu den goetheschen Gestalten hätte Modell stehen können.

Wenn das damalige Publikum die Nachrichten aus der Türkei mit größerer Begierde verschlang als die aus irgend einem andern Lande, so folgte es dabei nicht einem Zuge behaglicher Neugier und fühlte sich durchaus nicht in der Rolle des uninteressierten Zuschauers. Die Vorgänge in der Türkei griffen vielmehr nach allgemeiner Auffassung an die Existenz der Christenheit selbst.

Es erschien nur noch als eine Frage der Zeit, wann der Großtürke den christlichen Reichen, die bisher seinen Heerscharen noch hatten widerstehen können, ebenfalls den Garaus machen würde. Nur ein Wunder, meinte man, könne die Christen retten. Luther, dessen politisches Denken durch den Horizont des damaligen deutschen Kleinbürgers begrenzt ist, erhob sich mit donnernden Worten gegen die „läppische und lässige“ Haltung der Könige und Fürsten. Ob sie denn nicht wüssten, was für ein mächtiger Herr der Türke sei, „dass ihm kein König oder Land, es sei welch es wolle, allein gnug widerzustreben, es wolle denn Gott Wunderzeichen thun“? Das Beten gegen den Türken gehörte zu den verbreitetsten Pflichten der Geistlichkeit; in Zürich ist über drei Jahrhunderte lang — von 1455, dem dritten Jahre nach der Eroberung Konstantinopels, bis 1780 — täglich die große Glocke am Großmünster geläutet worden, um zum Mittagsgebet gegen die Türken aufzufordern.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser Türkenpanik der Massen steht nun aber die Haltung der damaligen christlichen Regierungen. In ihren für die Öffentlichkeit bestimmten Proklamationen sprechen sie allerdings häufig genug von der türkischen Gefahr. Geistliche und weltliche Regierungen wussten, dass es kein populäreres Schlagwort gab, um die Opposition ihrer Untertanen gegen neue Lasten zu überwinden, als wenn sie darauf hinwiesen, die Kriegssteuer diene dem Schutze des Landes vor den Ungläubigen. Die offiziellen Publizisten verwandten den Großtürken in den hundert Jahren, die als die Zeit der höchsten Machtentfaltung der Türkei gelten können, etwa in den Jahren 1460 bis 1560, ebenso häufig als Nothelfer wie ihre Nachfolger im siebzehnten Jahrhundert den Konfessionalismus oder im neunzehnten das Nationalitätsprinzip. Eine Regierung musste sich schon in einer ganz verzweifelter Lage befinden, wenn sie sich entschloss, offen mit dem Großtürken anzubinden. Nichts hat dem internationalen Ansehen Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert so geschadet wie das Bündnis, das sein König Franz I. mit dem Erbfeinde der Christenheit, dem türkischen Sultan, abschloss, um sich der Übermacht Kaiser Karls I. zu erwehren.

Aber alle diese Tiraden der Regierungen waren nur für die Galerie bestimmt. In Wirklichkeit dachten und handelten sie

ganz anders. Mochte das Volk noch so sehr vor dem Ansturm der Türken zittern, die militärischen und politischen Praktiker glaubten nicht an eine türkische Gefahr im populären Sinne des Worts. Die Regenten der von dem Vorstoß der Osmanen zunächst bedrohten Länder wie Ungarn, Polen, Österreich und Venedig haben zwar vielfach die übrige Christenheit zu Hilfe gerufen und dabei ihre Lage in den schwärzesten Farben geschildert. Aber wenn man das tatsächliche Verhalten dieser Regierungen untersucht, so sieht man rasch, dass sie weit davon entfernt waren, ihren Kampf gegen die türkische Ausdehnungspolitik für aussichtslos zu halten und dass sie auch für den Fall, dass sie von Europa im Stiche gelassen würden, ihre Sache nicht für verloren ansahen. Die Politik der übrigen Staaten vollends hat auf die Türkengefahr so gut wie gar keine Rücksicht genommen. Die Herrscher der europäischen Großstaaten haben nicht einmal dafür gesorgt, dass die an die Türkei unmittelbar anstoßenden Länder sich ungestört ihrer Hauptaufgabe, der Bekämpfung der Ungläubigen, widmen konnten. Sie haben im Gegenteil das stärkste Bollwerk der Christenheit, die Republik Venedig, durch Angriffskriege und feindliche Koalitionen so sehr geschwächt und in Atem gehalten, dass die Türken schließlich sogar Morea und beinahe den ganzen westlichen Balkan haben erobern können. Auch wenn die Existenz eines christlichen Staates auf dem Spiele stand, haben sie immer nur lässig und ungenügend Hilfe geleistet.

Welche Auffassung stand nun mit den Verhältnissen im Einklang? Waren die Volksmassen im Recht, die im Sinne Luthers die Bewahrung Europas vor dem türkischen Joch einem Wunder, nach unserer Ausdrucksweise einem Zufall zuschrieben? Oder haben die Regierungen die Lage richtig beurteilt, wenn sie nicht einmal durch die türkische Gefahr zu einer Konzentration der christlichen Machtmittel, zu einem antitürkischen Staatenbund zu bewegen waren?

Eine Antwort kann nur durch eine eingehende Analyse des türkischen Wehr- und Verwaltungswesens zur Zeit der höchsten Machtentfaltung des osmanischen Reiches gegeben werden.

Jedermann weiß, dass die Türken ihre Eroberungen nur ihrem Schwert zu verdanken haben. Der kriegerische Nomadenstamm

aus der turkmenischen Sandwüste um Bochará, der das türkische Weltreich gegründet, hat seine Herrschaft Völkern aufgezwungen, die nicht nur in Religion und Kultur, sondern auch in ihrer militärischen und politischen Organisation auf einer höheren Stufe standen. Es können also nur militärische Leistungen den Grund zu den gewaltigen Erfolgen der Türken gelegt haben. Worin bestanden nun diese und worin ist speziell die Erklärung dafür zu finden, dass die türkischen Heerscharen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der Schrecken christlicher Armeen waren und große altchristliche Gebiete wie den Balkan und Ungarn für Jahrhunderte dem christlichen Europa abgewannen?

Fragt man gewisse moderne Autoritäten, so ist die Antwort auf diese Frage nicht schwer zu finden. Es heißt da etwa, der Grund der militärischen Superiorität der Türken sei in den kriegerischen Eigenschaften der *Rasse* zu suchen. Der echte Türke, genügsam, ausdauernd, militärisch gesinnt, sei, besonders mit dem sonstigen Völkergemisch des nahen Orients verglichen, der geborene Soldat. Seine angestammten kriegerischen Qualitäten hätten ihm natürlicherweise die Herrschaft über die Griechen und Slawen des Balkans verschafft; sein schlichter, vornehmer Nationalcharakter habe ihn dann befähigt, diese seine Herrschaft mit Ehre und Würde zu führen.

Diese Theorie ist außerordentlich bequem und besticht durch ihre Einfachheit; sie hat leider nur den Fehler, dass sie mit den historischen Tatsachen durchaus im Widerspruch steht. Sie mag Touristen und Gelegenheitshistorikern imponieren; wer nur einigermaßen in der türkischen Geschichte Bescheid weiß, kann sie nicht anders als mit Lächeln aufnehmen. Denn gerade das Gegenteil ist wahr. Die großen Siege der Türken sind von Truppen erfochten worden, die weder türkisch noch genügsam noch der militärischen Qualität nach hervorragend waren.

Die Truppen, mit denen die Türken das christliche Europa bedrohten, *bestanden nicht aus Angehörigen des türkischen Stammes*.

Den Kern der Armeen, mit denen die Sultane von Konstantinopel Ungarn eroberten und Wien belagerten, bildete nicht der türkische Soldat der Legende; er bestand vielmehr ausschließlich aus den von modernen Autoritäten als unkriegerisch verschrien

christlichen Völkern des Balkans. Die Hauptmasse lieferten Griechen, Slawen und Albanesen. Nur aus diesen wurden die gefürchteten Janitscharen geformt, die Truppe, die in der Türkei geschaffen wurde, als sich die überlieferte barbarische Kriegsorganisation gegen europäische Armeen als unzureichend erwies.

Die Rekrutierung der *Janitscharen*, des einzigen ständigen Teils der türkischen Armeen, erfolgte nach einer ebenso einfachen wie wirkungsvollen Methode. Jedes fünfte Jahr unternahmen die Agenten des Sultans eine Aushebungstour durch die christlichen Bezirke, musterten die Söhne der Bauern und wählten aus diesen den fünften Teil zum Dienst im Janitscharenkorps aus. Den Vorzug erhielten natürlich die Kinder, die sich durch kräftige Konstitution und Schönheit auszeichneten. Die ausgehobenen Knaben, die Blüte der griechischen und slawischen Bevölkerung, wurden dann zwangsweise zu Muselmanen gemacht und unter der Oberleitung des Sultans im Waffenhandwerk erzogen. Das gemeinsame Leben und die einheitliche Schulung, der sie unterworfen wurden, verfehlte nicht, sie rasch gänzlich ihren Volksgenossen zu entfremden. Sie wurden in ihrer Mehrzahl ihrer Gesinnung nach vollständig zu Türken; viele waren fanatischer als die Osmanen selbst und sahen mit Verachtung auf ihre christlichen Verwandten herab; sie fühlten sich nicht mehr als Griechen oder Serben; sie waren nur noch Janitscharen. Durch ihre künstliche Zusammensetzung des Janitscharenkorps hatte es die türkische Regierung erreicht, dass bei den Ausgehobenen keine Verbindung mit einem bestimmten Land oder Volk mehr bestand. Der Janitschare, der weder heiraten noch ein Gewerbe ausüben durfte, der nirgends anders als in seinem Zelt oder seiner Kaserne wohnen durfte, besass keine andere Heimat als das Lager, keinen anderen Vorgesetzten als seinen Offizier. Er war in keinem anderen Staate Bürger als in seinem Korps; er hatte keinen anderen Beruf als den des Kriegers. Er war mit seiner ganzen Existenz an das Janitscharenkorps gebunden; hätte er desertieren wollen, er wäre zugrunde gegangen wie ein Fisch, den man aufs Trockene setzt.

Diese türkischen Truppen waren nun aber nichts weniger als *genügsam*.

Die Janitscharen erhoben vielmehr stets Anspruch auf regelmäßige reichliche Verpflegung und haben es durchgesetzt, dass

ihre Ansprüche von der Regierung erfüllt wurden. Das ganze türkische Staatsbudget war darauf zugeschnitten, den Lebensunterhalt der ständigen Armee sicherzustellen. Der regelmäßige Sold war sehr hoch und wurde nach schweren Waffentaten durch einen Anteil an der Beute noch erhöht; die Sätze übertrafen in beiden Fällen die Normen, die damals der Bezahlung von Söldnern zugrunde gelegt wurden. Wichtiger war, dass dieser Verpflegungsapparat in einer damals sonst unerhörten Art glatt funktionierte. Es kam in den guten Zeiten des türkischen Reiches nicht vor, dass Proviantlieferung und Soldauszahlung monatelang aussetzten, wie es in den Söldnerheeren der christlichen Staaten beinahe die Regel war. Schon die Ausrüstung und Dienstsprache der Janitscharen deutete darauf hin, dass die osmanische Regierung der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse die größte Sorgfalt zuwandte. Auf der weißen Filzmütze der Janitscharen stack statt eines Pompons ein Löffel, der die Mannschaft daran erinnern sollte, dass sie das Brot des Sultan esse. Der Regimentsoberst hieß „Tschorbadschi-Baschi“ dass heißt „Ober-Suppenmacher“, die Offiziere unter ihm wurden als „Aschti-Baschi“ (Oberkoch) und „Sakkabaschi“ (Oberwasserträger) bezeichnet. Den Sammlungspunkt der Truppen bildeten weniger die Fahnen als die Töpfe, in denen die Truppen ihre Suppe und ihren „Pilaf“ (Reis mit Fleisch) kochten. Diese Töpfe oder „Ortas“ nach der türkischen Bezeichnung wurden bei den Paraden zur Schau getragen; eine Truppe, die sie verlor, galt als entehrt und als offenes Aufstandszeichen wurde es aufgefasst, wenn die Töpfe umgestürzt wurden.

Die Truppen waren nicht einmal im *Trinken* genügsam, wo sie doch als Muhamedaner Enthaltsamkeit hätten erwarten lassen. Trotz des Koranverbotes und trotz ihrer Erziehung im Islam waren sie starke Weintrinker und besaßen sogar eigene Weinschenken in Konstantinopel, in denen dem Becher tapfer zugesprochen wurde. Sie taten übrigens damit nichts anderes als die große Masse der Türken. Erst das Aufkommen des Kaffees, das in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen ist, und noch mehr das Eindringen des Tabaks, den die Türken um 1600 von den Europäern übernahmen, haben den trotz Muhammed außerordentlich stark verbreiteten Genuß des Weines in den

muhamedanischen Ländern eingeschränkt. Konstantinopel war zur Zeit der höchsten Machtentfaltung der Türkei voll von betrunkenen Türken und die Zahl der türkischen Wirtshaushocker war sehr groß. Die Versuche einzelner fanatischer Sultane, das Weintrinken der Janitscharen zu beseitigen, endigten mit einem kläglichen Misserfolge. Die Tatsache mag mit den Theorien moderner Apostel der Hygiene im Widerspruch stehen; — aber der wahrheitsliebende Historiker muss bekennen, dass der Niedergang der türkischen Macht zeitlich mit dem Ersatz des Alkohols durch das Nikotin und zugleich mit dem partiellen Ersatz des christlichen Soldatenmaterials durch türkisches zusammenfällt. Unbefangene Kenner des modernen Orients haben übrigens auch sonst schon darauf hingewiesen, dass der Wechsel der Genussmittel den muhamedanischen Ländern nicht nur von Vorteil gewesen ist. Sie haben mit Recht bemerkt, dass der Hang des Orientalen zu beschaulichem Nichtstun durch die Pfeife in bedenklicher Weise gefördert worden ist.

Diese Truppe verdankte schließlich ihre Erfolge nicht spezifisch *militärischen Qualitäten*.

Die Janitscharen waren zuverlässiger bezahlt und besser gepflegt als die Söldner der christlichen Fürsten; aber was taktische Schulung betrifft, waren sie ihnen nicht gewachsen. Die kompeten zeitgenössischen Beurteiler sind darüber einig, dass die türkische Infanterie der Fechtart nach weniger ausgebildet war als die christliche. Ein venezianischer Staatsmann jener Zeit, der Konstantinopel aus eigener Anschauung kannte, hat dies so deutlich wie möglich formuliert: „Der Vorzug der türkischen Heeresmacht, heißt es da, liegt darin, dass die Mannschaft nicht aus Mietlingen besteht, das heißt aus dem Ausland für eine gewisse Zeit in Sold genommen wird, gleich den Schweizern oder Angehörigen anderer Länder, die von einem Fürsten angeworben werden, und dass sie auch nicht von einem ausländischen Herrscher auf Grund eines Bündnisvertrages geliefert wird. Truppen, die man auf diese Weise erhält, sind sehr unbequem und man riskiert mit ihnen Ungehorsam, Untreue und Betrügereien (das heißt Soldhinterziehungen, unrichtige Angaben über die Höhe der Mannschaftszahl und dergleichen). Mit der türkischen Armee steht es ganz anders. Sie gehört dem Sultan zu eigen, ist nicht

regimentsweise aus dem Ausland bezogen, sondern aus den verschiedensten Ecken des Reichs in früher Jugend zusammengelesen und gehört dank der ununterbrochenen Soldzahlung (das heißt dank dem Umstande, dass der Sold nicht nur für die Dauer eines Feldzuges bezahlt wird) und ihrer eigentümlichen Disziplin gänzlich dem Sultan zu. Daraus entspringt der große Vorteil, dass sie gehorsam und treu sind und Mannschaft und Offiziere sich kennen. Ferner sprechen sie nur eine Sprache, was ebenfalls recht bequem ist (der Venezianer denkt hier an die häufigen Streitigkeiten, die in den christlichen Söldnerheeren zwischen den Angehörigen verschiedener Nationalitäten auszubrechen pflegten). Auf der andern Seite besitzen die Janitscharen weder taktische Ausbildung noch Disziplin noch die den christlichen Soldaten eigentümliche Verschlagenheit. Sollten gleichstarke Heere von christlichen Söldnern und Türken miteinander zutun bekommen, so wären die Türken sicherlich im Nachteil.“

Das Urteil, das der venezianische Staatsmann über die türkischen Truppen abgab, ist mehr als die persönliche Meinung eines einzelnen. Es wird durch die geschichtlichen Ereignisse durchweg bestätigt und die Jahrhunderte, die seitdem dahingegangen, haben keine Tatsache zu Tage gefördert, die geeignet wäre, die Richtigkeit dieser Charakteristik in Zweifel zu ziehen. Die militärische Superiorität der Türken beruhte letzten Endes nur darauf, dass der Sultan über ein Korps verfügte, das wenigstens in Kriegeszeiten unbedingt gefügig war und durch ein vortreffliches Finanzwesen bei guter Laune erhalten wurde, während die christlichen Fürsten mit unzuverlässigen fremden Truppen arbeiten mussten, die infolge der unregelmäßigen Soldzahlungen beständig zur Meuterei geneigt waren. Es ergibt sich daraus auch ohne weiteres, dass der Erfolg den Türken nur so lange treu bleiben konnte, als die christlichen Staaten an der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert üblichen Organisation des Wehrwesens festhielten. Ich denke dabei nicht nur an die Institution der Söldnertruppen. Die Türken haben einen Teil ihrer Siege auch dem Umstande zu verdanken, dass sie mit ihrem Janitscharenkorps zum ersten Male seit den Zeiten der Römer die militärische Schwerkraft wieder auf die Infanterie verlegten; sie

haben noch früher als die Schweizer die mittelalterliche Rittertaktik zugunsten der wirksameren modernen Fechtart aufgegeben.

Nun liegt allerdings der Einwand nahe, dass diese Auffassung der Dinge dem militärischen Genie der türkischen Nation Unrecht tue. Wenn auch die Mannschaft des türkischen Elitekorps ausschließlich aus Nicht-Türken bestanden habe, so sei doch wenigstens die Gründung der Janitscharen selbst als eine große Leistung des türkischen Geistes zu bezeichnen und das Oberkommando habe schließlich doch in türkischen Händen gelegen. Dieser Einwand ist zum Teil richtig, aber auch nur zum Teil. Es trifft allerdings zu, dass die Organisation des Janitscharenkorps, soviel wir wissen, türkischer Initiative entsprungen ist, und dieses Verdienst wird niemand schmälern wollen. Man könnte freilich darauf hinweisen, dass die Idee nahe lag und gleichsam durch die Verhältnisse geboten wurde. Die Türken bildeten in den eroberten europäischen Landstrichen nur einen ganz geringen Bruchteil der Bevölkerung; sie konnten ihre herrschende Stellung nur behaupten, wenn sie ihre numerische Schwäche durch einen Soldatentribut aus den unterworfenen christlichen Massen ausglich. Aber es war trotzdem eine große Tat, dass der Gedanke, der diesem genialen Ausnutzungsprojekt zugrunde lag, nun auch wirklich ausgeführt wurde. Der Fall, der durch die Türkenherrschaft in Europa geschaffen wurde, war ja durchaus nicht singulär. Es ist auch sonst mehrfach vorgekommen, dass ein kleiner, nomadisierender Kriegerstamm ein großes, ihm in der Kultur überlegenes und im Glauben abweichendes Volk unter seine Botmäßigkeit gezwungen hat. Aber in keinem anderen Falle hat das herrschende Volk durch eine so originelle Erfindung dafür gesorgt, dass das zahlenmäßige Missverhältnis nicht zu einer militärischen Dekadenz, zu einer Schwächung des Staates gegenüber dem Auslande führte.

Weniger Gewicht kann man dem zweiten Einwand beilegen. Zwar können selbst die Sultane, die aus dem Geschlechte Osmans stammen mussten, nur als Halbtürken gelten; denn unter ihren Müttern finden sich Russinnen, Albaneserinnen, Cirkassierinnen usw. Aber unter den höheren Beamten und Offizieren gab es sicherlich eine ganze Reihe echter Türken. Nur waren diese gerade zur Zeit der höchsten Machtenfaltung des Reiches viel

weniger zahlreich als man gewöhnlich annimmt. Die türkischen Sultane haben, als sie den byzantinischen Verwaltungsmechanismus übernahmen, auch den griechischen Amtsadel in großem Umfange beibehalten. Viele christliche Familien haben damals ihren Glauben abgeschworen, um der türkischen Regierung ihre Dienste anbieten zu können. Ferner haben unter denen, die zuerst vor diesem Schritte zurückschreckten, viele ihn später nachgeholt. Gerade aufgeweckte, politisch und militärisch begabte Köpfe, die innerhalb der den Griechen allein noch offen stehenden kirchlichen und Handelskarriere nicht verharren mochten, haben sich in großer Anzahl dem türkischen Regime zugewandt. Es war dazu nie zu spät; denn die türkische Regierung kannte kein Misstrauen gegen Renegaten. Sie hat sogar, wenn es nicht anders ging, *Christen* bis zu den obersten Stellen zugelassen, wie in jener Zeit einmal den natürlichen Sohn eines venezianischen Patriziers. Sie fragte nie nach Abstammung oder Familie. Noch in höherem Grade als unter Napoleon war jedem Talente freie Bahn geöffnet. Von 48 Großwesieren entstammten nur 12, also nur ein Viertel, muhamedanischen Eltern, und dabei ist erst noch zu bedenken, dass muhamedanisch nicht mit alttürkisch gleichgesetzt werden darf, dass die muhamedanischen Eltern vielmehr zu einem guten Teile ehemals griechischen oder slawischen Familien angehört haben können. Gerade die bedeutendsten Wesiere des großen Sultans Solimans des Prächtigen, des Zeit- und Bundesgenossen des französischen Königs Franz I., waren *nicht* türkischer Herkunft. Drei waren Albanesen, zwei Dalmatiner und einer ein Bosniake; noch als Großwesier hat dieser seinen slawischen Ursprung durch seinen Beinamen „Sokol“ oder der „Falke“ deutlich bezeichnet. Die türkische Flotte wurde damals nach einander von einem Christen aus Kleinasien, einem Kroaten, zwei Lesbiern und einem Albanesen kommandiert. Ebenso hielten sich die Wesiere und die übrigen Würdenträger des Reiches mit Vorliebe christliche Diener, von denen dann wieder ein Teil zu den höchsten Stellen des Staates gelangte. Nicht die Reinheit des Blutes, sondern ganz im Gegenteil die absolute Vorurteilslosigkeit der türkischen Regierung in allem, was Abstammung und Rasse betraf, die sozusagen demokratischen Grundsätze, die bei der Auswahl der Beamten obwalteten, sind für die Erfolge der Türken zu einem guten

Teile verantwortlich zu machen. Die Gefahr, dass wichtige Stellen im Staate von unfähigen Mitgliedern privilegierter Familien eressen wurden, war in der Türkei geringer als in den christlichen Ländern.

Die Vorteile dieses liberalen Regierungssystems sind damit noch nicht einmal erschöpft. Dank ihren toleranten Verwaltungsgrundsätzen hat die Türkei auf alle freier gesinnten und in ihrer Heimat zurückgesetzten Bevölkerungsschichten der Christenheit eine nicht geringe Anziehungskraft ausgeübt. Moderne Türkenchwärmer schätzen die Türkei wegen ihrer romantischen Behaglichkeit und der Poesie ihres ruinenhaften Staatswesens. Ihre Freunde im sechzehnten Jahrhundert dachten ganz anders. Sie fühlten sich durch ihre modernere, rationellere und auch humanere Regierungspraxis zu ihr hingezogen. Liest man die Schriften Luthers, so ist man verwundert, zu sehen, mit welcher Heftigkeit der Reformator glaubt, gegen die zeitgenössischen Türkenchwärmer losziehen zu müssen, und aus seinen vehementen Äußerungen ergibt sich, dass er seine Gegner nur mit Scheingründen widerlegen kann. Was ließ sich Beweiskräftiges einwenden, wenn die Türkenfreunde die religiöse Toleranz des Großtürken der Inquisition und den Glaubenskriegen des damaligen Europa vorzogen? Und wenn Luther gegen das „münzerische Wesen“ der Türken wetterte, das heißt das türkische Regime mit den Projekten eines wiedertäuferischen Bauernführers auf eine Stufe stellte, so lag gerade darin, dass die Türkei die Kastenprivilegien deutscher Kleinstaaten nicht kannte, die Anziehung begründet, die sie auf darniedergehaltene Existenzen ausübte.

Jedenfalls waren unter den christlichen Völkern, die der Türkei zunächst wohnten, nur wenige der Ansicht Luthers, wenn man von der Klasse der Herrschenden absieht. Auf dem Balkan und in Ungarn zog die Bevölkerung die türkische Herrschaft der habsburgischen im allgemeinen bei weitem vor, und selbst die kluge Verwaltung der Republik Venedig hat es nicht verstanden, populärer zu werden als das türkische Regime.

ZÜRICH

E. FUETER

(Schluss folgt)

□ □ □